Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 49 (1997)
Heft: 3

Artikel: Zündstoff im Schweizer Film
Autor: Ulrich, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-932024

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zündstoff im Schweizer Film

Die 119 in Solothurn gezeigten Filme lassen sich zwar kaum als «fetten» Jahrgang bezeichnen, legen aber das Fazit nahe, dass das Schweizer Filmschaffen weiterhin eine verhaltene Vitalität besitzt und ermutigende Neuansätze aufweist, wie einige wenige ausgewählte Werke zeigen.

Franz Ulrich

Es tut sich was im Schweizer Film: Am 13. Dezember setzte Bundesrätin Dreifuss zwei Reglemente des Bundesamtes für Kultur in Kraft, das eine zur erfolgsabhängigen Filmförderung (ZOOM 8/96), das andere zur selektiven Filmförderung, die Beiträge in fünf Bereichen vorsieht: Projektentwicklung, Herstellung, Förderung der Filmkultur, Auszeichnungen, Aus- und Weiterbildung. Bereits früher in Kraft gesetzt wurde der *Pacte de l'audiovisuel* (ZOOM 1 und 2/97). In Solothurn angekündigt wurde ein «Schweizer Filmpreis», der nächstes Jahr erstmals vergeben wird. Diesen Massnahmen gemeinsam ist die Förderung von Qualität, Vielfalt und Kontinuität des Schweizer Filmschaffens, unter anderem auch mit dem Ziel, eine grössere Publikumsnähe zu erreichen. Ob diese Ziele erfüllt werden, ob insbesondere eine grössere Publikumsnähe nicht durch bessere Qualität, sondern durch eine Verflachung von Themen und Ansprüchen erkauft wird, wird die Zukunft weisen.

«Propellerblume» von Gitta Gsell

Die Erwartungen punkto Publikumserfolg erfüllen wird ganz gewiss *«Das Schweigen der Männer»*. Nahtlos anschliessend an «Die Gemmi – ein Übergang» (1994), setzt Clemens Klopfenstein auf ein bewährtes Konzept: Er bringt zwei gegensätzliche Charaktere – wie beispielsweise Laurel und Hardy oder Don Camillo und Peppone – zusammen, die sich gegenseitig nerven und giften und handkehrum wieder ein Herz und eine Seele sind. Wieder wandern die beiden Protagonisten, der Rocker Polo Hofer und der Schauspieler Max Rüdlinger, auf den Gemmipass und quasseln über Gott und die Welt, d. h. vor allem über die Frauen. Auf der Gemmi trennen sich ihre Wege: Max setzt seine Wanderung südwärts fort durch ganz Italien, Richtung Nordafrika, Polo kehrt nach Bern in seine Stammbeiz zurück, wohin ihm Max von Zeit zu Zeit per Telefon über den Fortgang seiner einsamen Wanderung berichtet. In Apulien scheint sich sein Machotraum von den «schönen Schwedinnen» zu verwirklichen, aber der räsonierende Füdlibürger verschätzt sich bei den beiden jungen Frauen, denen er sich anschliesst und die sich als Holländerinnen entpuppen. Die eine setzt sich schon bald ab, während die zweite Max bis Kairo begleitet, um dort das Weite zu suchen. Da zufällig auch Polo gerade in Kairo ist – als Kulturbotschafter der Pro Helvetia in Sachen Rockmusik – können die beiden Schwadroneure ihren Disput, der zwischen banalsten Kalauern und trefflichen Bonmots pendelt, fortsetzen. Klopfensteins auf Spontaneität und Improvisation setzende Low-Budget-Produktion ist eine unterhaltende Mischung aus Hanswurstiade und Kabarett, gespickt mit einer Portion Selbstpersiflage und Seitenhieben auf Machotum, helvetischen Griesgram und deutschschweizerische Schwerfälligkeit, wobei der mittlere Teil, die fast endlose Wanderung durch Italien, etliche Male durchhängt und zu versanden droht. Dafür entschädigen Höhepunkte wie die Szene, in der die beiden Freunde auf einem Kamel an den Pyramiden vorbeireiten, diese gewaltigen Kulturdenkmäler der Menschheit aber keines Blickes würdigen, sondern verbissen darüber diskutieren, wo es in Bern den besten Wurstsalat gebe...

Thriller, Phantasie und Beziehungskiste

Während Klopfensteins Film als improvisiert-spontihaftes *road movie* gemütlich dahinplätschert, unterhält der 36minütige Kurzspielfilm *«Die zweite Hand»* von Urs Bühler-Bhend nicht weniger gut, aber um einiges spannender. Mit sparsamen Mitteln kompakt und präzis inszeniert, entwikkelt sich aus einer Alltagssituation eine alptraumhafte Horrorgeschichte. Der mit einer Chirurgin verheiratete Erich Kudelski betrinkt sich am Abend vor Beginn seiner Ferien in einer Bar und wird vom verärgerten Polizisten Truniger in die seit langem nicht mehr benutzte Ausnüchterungszelle im Keller des Polizeipostens gesteckt. Da Truniger sich am nächsten Morgen ins Spital begibt, weil

eine Hand amputiert werden muss, und mit Spritzen «ruhiggestellt» wird, nachdem er sich mit dem arroganten Oberarzt samt Gefolge angelegt hat, führen verschiedene, absolut logische Umstände dazu, dass Kudelski vergessen wird und bei glühendem Ofen langsam verdurstet und verhungert. Schliesslich gelingt es ihm, einen Kurzschluss herbeizuführen, bei dem er sich eine Hand verbrennt. Der Ohnmächtige wird, bedeckt mit der Jakke des Polizisten, in der dessen Ausweis steckt, als Notfall namens Truniger ins Spital gefahren, wo er ins gleiche Zimmer wie der Polizist zu liegen kommt, beide mit einer verbundenen Hand. Haarsträubend, was sich jetzt Zuschauerinnen und Zuschauer vorstellen müssen!

Weniger geradlinig und direkt, dafür mit fliessenden Übergängen zwischen Realität und Traum entwickelt sich *«Kilroy – Voices from New York»* von Andreas Vetsch. Der Spielfilm basiert auf Jürg Federspiels Buch «Kilroy. Stimmen in der Subway» (1988). Kilroy, eine Art Gespenst im Zweiten Weltkrieg, das jeder gekannt, aber niemand gesehen habe, sei – wo immer amerikanische Soldaten hingekommen seien – bereits dagewesen. Überall sei auf eine Mauer oder ein Brett gemalt gewesen: «Kilroy was here!» Sterbende Soldaten hätten als letztes Wort «Kilroy» geflüstert. Federspiel lässt das Phantom Kilroy in der New Yorker U-Bahn die Leute beobachten und deren innere Monologe mithören. Andreas Vetsch hat einige dieser Monologe für seinen Film verwendet und aus Kilroy einen schemenhaften Unbekannten gemacht, der als *casting director* angehende Schauspielerinnen und Schauspieler für die Rollen eines Bühnenstücks vorsprechen lässt. Einige dieser Frauen und Männer lernt man näher kennen. Sie haben alle einen Brotberuf: Sozialarbeiterin, Tanzlehrerin, Musiker oder Eisenleger. Im Mittelpunkt steht Roxanna, die ihren Lebensunterhalt als Go-Go-Girl verdient. Vetsch ist es gelungen, verschiedene Ebenen miteinander zu verbinden: das Machtspiel des immer gesichtslos auftretenden Kilroy, die nervöse Bühnenatmosphäre beim Vorsprechen, die Erwartungen und Träume in den Köpfen der Aspiranten, deren Alltag, in dem der geheimnisvolle Kilroy immer wieder auftaucht. Ihre Lebensgeschichten greifen ineinander, sie agieren in einer Welt, in der die Grenzen zwischen Bühne, Phantasie und dokumentarischer Realität zerfliessen. Das wirkt manchmal verwirrend, aber immer wieder fesselnd, wobei der etwas hölzern agierende Kilroy das Geschehen mehr stört als belebt.

«Kenwin» von Véronique Goël

In zwei Welten und zwischen zwei Männern lebt die Protagonistin in *«Propellerblume»*, dem ersten langen Film von Gitta Gsell. 1953 in Zürich geboren, lebte die Regisseurin elf Jahre in New York und hat bereits eine 20jährige Erfahrung mit Kurzfilmen, Videos und Performances. Nur mit diesem Hintergrund ist die für einen Schweizer Spielfilm ungewöhnliche professionelle Geschmeidigkeit, mit der «Propellerblume» auftrumpft, erklärbar. Claudia arbeitet hart daran, Opernsängerin zu werden, nimmt Stunden bei einer Gesangslehrerin, um sich auf einen Stipendienwettbewerb vorzubereiten. Sie lebt mit Stephan und dessen kleiner Tochter zusammen. Stephan unterstützt sie emotional und finanziell und plant eine Musikagentur, mit Claudia als «Zugpferd». Diese führt ein geregeltes, diszipliniertes Leben, bis es infolge eines Taschendiebstahls plötzlich völlig aus den Fugen gerät. Sie lernt Paul kennen, einen chaotisch-kreativen Bildhauer, Objektgestalter, Maler und Lebenskünstler, verliebt sich in ihn und zieht in sein Atelier, wo sie sich mal lieben, mal streiten. Claudia vernachlässigt ihre Gesangsübungen, versucht sich als Sängerin einer Rockband. Sie ist hin- und hergerissen zwischen der gesicherten, gutbürgerlichen und etwas sterilen Welt Stephans und der chaotischen, stressig-unsicheren Welt Pauls. Als sie den Wettbewerb schliesslich doch noch gewinnt, lässt sie die beiden überforderten Männer stehen und setzt sich nach Rom ab, um sich selbständig weiter zu entwickeln. Diese Geschichte der Irrungen und Wirrungen und der Selbstfindung einer jungen Frau und Künstlerin hat Gitta Gsell als – manchmal allzu gestylte – Beziehungskiste mit Witz und Pointen und guten Schauspielerleistungen, aber auch mit einigen Klischees temporeich inszeniert.

Such- und Lebensbilder

Seit über dreissig Jahren zeichnet sich der Schweizer Dokumentarfilm immer wieder durch Werke aus, die Vergangenheit aufarbeiten, Menschen mit unterschiedlichsten Schicksalen und Leistungen porträtieren und deren Lebensspuren sichern. Ein auf dem Hintergrund der gegenwärtig heftig geführten Auseinandersetzungen um nachrichtenlose Vermögen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs besonders aktuelles Beispiel ist *«Kaddisch»* von Beatrice Michel und Hans Stürm. Nach der Beerdigung eines Shoa-Überlebenden, Vater des Schriftstellers Daniel Ganzfried, erinnern sich Verwandte und Freunde an den Toten und versuchen, dessen Persönlichkeit und Schicksal anschaulich zu machen (siehe ausführliche Kritik S. 38).

Einen formal ganz anderen Weg geht Véronique Goëls *«Kenwin»*, ein facettenreicher dokumentarischer Essay über ein Haus, seine Erbauer und Bewohnerinnen und Bewohner. Das Haus steht in La Tour-de-Peilz am Genfersee, wurde 1930/31 von Kenneth Macpherson und Winifred Ellerman (Bryher) durch den

Architekten Hermann Henselmann nach einem Projekt von Sandor Ferenczy als Wohnhaus und Filmstudio im Bauhausstil erbaut. Die Villa Kenwin gilt als Ikone der Architektur des 20. Jahrhunderts. Ihr Name setzt sich aus den Anfangsbuchstaben der Vornamen ihrer beiden Erbauer zusammen. Das Haus beansprucht aber nicht nur seiner Architektur, sondern auch seiner Bewohnerinnen und Bewohner wegen Interesse: Bryher, Schriftstellerin, Erbin eines grossen Vermögens, Herausgeberin der Filmzeitschrift «Close up» (1927 – 1933), war mit dem Schriftsteller Robert McAlmon (einem Mitarbeiter James Joyces) verheiratet, der mit ihrer Unterstützung wichtige Werke der literarischen Avantgarde (Getrude Stein, Djuna Barnes u. a.) verlegt hat, und half nach 1933 vielen Verfolgten des Faschismus; Hilda Doolittle (H. D.), 1961 in Zürich verstorbene amerikanische Lyrikerin, verheiratet mit dem Schriftsteller Richard Aldington, Jugendfreundin Ezra Pounds; Kenneth Macpherson, Künstler und Filmemacher (u. a. drehte er 1930 zusammen mit Bryher in der Umgebung der Villa den legendären «Borderline»); Perdita, die von Bryher adoptierte Tochter von Hilda Doolittle. Ausgehend von der Architektur des Hauses mit seinen klaren Linien und Flächen und den im Off gelesenen Auszügen aus Briefen seiner Bewohner, geschrieben zwischen 1924 und 1953, entwickelt sich nicht nur die Beschreibung eines Lebensraumes mit seinen Innen- und Aussenräumen, sondern auch ein Bild der Lebensweise der exzentrischen Bewohnerinnen und Bewohner, die mit der literarischen Szene um Sylvia Beachs Pariser Buchhandlung «Shakespeare & Co» ebenso verbunden waren wie mit der Filmszene in Berlin. Bruchstücke mannigfaltigster Art – Archivfotos, Filmausschnitte, Text- und Briefzitate etc. – öffnen Aus- und Durchblicke in Raum und Zeit, fügen sich zum Bild einer äusserst kreativen Epoche und beschwören die Vision eines Zusammenlebens in Freundschaft und Liebe und einer von Kreativität geprägten, unkonventionellen künstlerischen Tätigkeit.

Als Such- und Lebensbilder zweier Schriftsteller erwähnenswert sind auch *«Flucht ohne Ende»* von Andres Pfäffli und Elda Guidinetti über den Schriftsteller Joseph Roth (1894 – 1939) und die Hotels, die auf seiner Flucht vor den Nazis vorübergehend zu seiner Behausung und zu Metaphern der Welt in seinem Werk wurden, sowie *«Pessoa»* von Heinz Bütler, eine visuelle und musikalische Meditation über einen Text des portugiesischen Dichters Fernando Pessoa (1888 – 1935). Schliesslich sei noch auf ein Porträt ganz anderer Art hingewiesen: *«Mehr Metall als Knochen»* von Annina Furrer, ein Video-Dokumentarkurzfilm, der von den ersten Bildern weg unmittelbar beeindruckt. Die 24jährige Nicole leidet an der Glasknochen-Krankheit (Ostea Genesis Imperfecta), erlitt bereits 80 Brüche und 19 Operationen und hat einen grossen Teil ihres Lebens im Spital verbracht. Sie ist stark behindert und auf den Rollstuhl angewiesen. Von der Kamera sehr präsent ins Bild gesetzt, spricht sie klar und ohne Umschweife von den Problemen, Möglichkeiten und Grenzen ihres Lebens. Verblüfft und fast etwas beschämt gerät man als sogenannter Nichtbehinderter in den Bann der ungeheuren Lebendigkeit und Vitalität, die diese junge Frau verkörpert.

«Ghetto» von Thomas Imbach

Goldküsten-Kids

An einer Podiumsveranstaltung in Solothurn wurde die Frage «Wo bleibt der Zündstoff im Schweizer Film?» diskutiert. Wenn man unter Zündstoff nicht nur kurzfristig wirkende Petarden und Knallkörper versteht, sondern auch länger glimmende Zündschnüre, dann fehlt er auch im jüngsten Filmschaffen keineswegs (etwa bei Peter von Guntens «They Teach Us How to Be Happy», Werner Schweizers «Noël Field – der erfundene Spion», Erich Langjahrs «Sennenballade», Alfredo Knuchels/Norbert Wiedmers «besser und besser» u. a., alle bereits im ZOOM besprochen). Zündstoff enthält sicher auch Thomas Imbachs *«Ghetto»*, das vielschichtige, in sechs Kapitel (Ghetto Auto Techno Sex Drugs Marroni) gegliederte Porträt von 14 – 17jährigen Jugendlichen an Zürichs Goldküste. Während neun Monaten haben Imbach und sein Kameramann Jürg Hassler (dessen virtuose Könnerschaft auch in der fulminanten Montage sichtbar wird) Kids einer Schule im Bezirk Meilen mit der digitalen Videokamera begleitet: in der Schule, zu Hause, in der Freizeit, auf Feten, beim Dealen und bei Abstechern nach Zürich. Es ist der umfassendste und intensivste filmische Einblick in die «Jugendkultur», den es bisher in der Schweiz gegeben hat, ein facettenreiches Panorama mit erheiternden, traurigen, bewegenden, problematischen und auch erschreckenden Aspekten. Dank dem Einsatz extremer Nahaufnahmen gelingt es, ganz nah an die Jugendlichen und ihre Mentalität(en) heranzukommen, ihr mal hektisch, mal abgestellt wirkendes Lebensgefühl wird durch rasante serielle Bildfolgen (ähnlich wie schon in Imbachs «Well done», 1994) vermittelt. Trotz aller Nähe zu den Jugendlichen markieren die Filmemacher immer wieder Distanz zu ihnen, nicht zuletzt durch wie Inseln der Ruhe wirkende Landschaftsaufnahmen. Mit diesem packenden, manchmal fast monströs und zuweilen zu lang wirkenden Film über eine Jugend, die unsere Zukunft verkörpert, wird sich ZOOM (anlässlich des Kinostarts, wie auch mit anderen in Solothurn gezeigten Filmen) noch eingehender befassen. ■